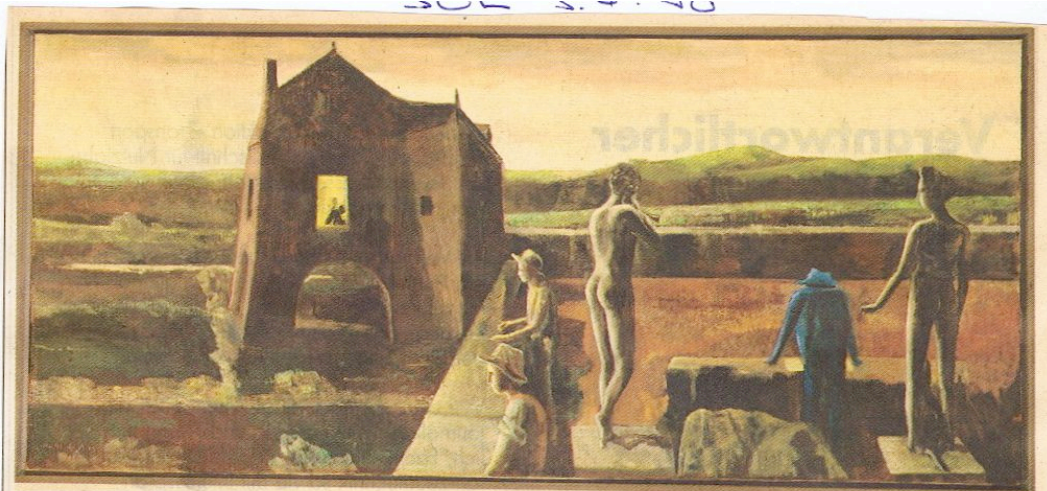


Marc Antoine Fehr, seine Mutter Marie-Hélène Fehr und sein Grossvater Charles Clément in einer gemeinsamen Ausstellung im Stadthaus Olten



Real und irreel zugleich: Marc-Antoine Fehrs Figuren in der Landschaft.

(Foto: zug)

Drei Generationen

Die Malerfamilie Clément-Fehr im Stadthaus Olten

Der Oltner Museumskonservator Peter Killer gehört zu den Förderern des eigenwilligen Schweizer Malers Marc-Antoine Fehr (*1953). Aus dieser Beziehung resultiert die laufende Ausstellung im Stadthaus Olten, in der Bilder von Marc-Antoine Fehr, seiner Mutter, Marie-Hélène (Fehr-) Clément (*1918) und seines Grossvaters, Charles Clément (1889–1972), unter dem Titel «Drei Generationen einer Malerfamilie» zu sehen sind.

Annelise Zwez

In Olten sind neben Bildern auch eine kleine Zahl früherer Radierungen ausgestellt, die Clément als witzigen Zeichner und Karikaturisten zeigen. Dort, wo diese Freude am Überzeichnen, diese Lust am Ironischen auch in die Malerei übernommen wird (zum Beispiel in «Le repas des nocces», 1925), entstehen die persönlichsten Werke.

Situation einer Künstlerin

Es war eine gute Idee, durch Selbstporträts der drei Generationen das Persönliche und das Malerische in Relation zu stellen. Von Marie-Hélène Clément gibt es unter anderem ein Selbstbildnis aus dem Jahr 1938; ein Bild, das nicht nur eine schöne, junge Frau zeigt, sondern ausserordentliche malerische

«Les Toits de Paris», so wird die Kraft der besten Werke spürbar (Qualitätsunterschiede bleiben allerdings).

Ein erratischer Block

Marc-Antoine Fehrs Malerei ist wie ein erratischer Block im Umfeld der Malerei der achtziger Jahre. Weder Hektik noch Leere, weder Malerei über Malerei noch sonstige Kreisbewegungen um gelangweilte «Ich» prägen sein Schaffen. Der 37jährige Maler lebt seit 15 Jahren zurückgezogen im Burgund und malt in relativer Isolation figürliche Bilder, die scheinbar aus Mittelalter und Renaissance zu uns zu kommen scheinen.

Die freskohaften, viele dünne Malerschichten aufweisenden Bilder sind zu-

Annelise Zwez

Die in vielerlei Hinsicht interessante Ausstellung des Oltner Kunstvereins zeigt eines deutlich: Begabungen können sich vererben, aber nicht die Malstile. Diese werden ebenso vom Zeitempfinden wie von den individuellen Persönlichkeitsstrukturen und den gesellschaftlichen Gegebenheiten geprägt. Die Werke der drei Künstler(innen) sind daher nicht über die persönliche Beziehung hinaus miteinander zu vergleichen. Das Miterleben des Wandels ist aber durch die enge Verknüpfung der drei Maler(innen) besonders intensiv erlebbar. Überdies ist es selten, dass sich eine Begabung linear über drei Generationen hinweg so dominant vererbt, dass daraus drei Lebenswerke entstehen.

Welsche Schule

Charles Clément ist in seiner Malerei ein Vertreter der traditionellen welschen Schule der ersten Hälfte des Jahrhunderts. In seinem Werk spiegeln sich vor allem französische Einflüsse; in der verhaltenen, eher dunkeltonigen Farbgebung sind aber auch Spuren der frühen Ausbildungszeit in Düsseldorf (1909) auszumachen. Seine Malerei entspricht über weite Strecken dem Empfinden des welschen Bürgertums der Zeit, so dass der Maler dank Bildverkäufen und Wandbild- und später Glasbildaufträgen ein bürgerliches Leben führen kann.

Qualitäten aufweist und die Begabung der Künstlerin ausser Diskussion stellt.

Zwei weitere Selbstporträts aus den Jahren 1984 und 1989 zeigen in klarer Komposition und malerischer Dichte eine Künstlerin von aussergewöhnlichem Format. Aber dennoch hat man Mühe, das Schaffen der Künstlerin zu fassen oder zu werten. Aus mehreren Gründen: Die Künstlerin war bisher offenbar immer hin- und hergerissen zwischen Erziehung, Tradition und gesellschaftlichen Erfordernissen einerseits, dem starken Willen, Malerin zu sein, gute Bilder zu malen, andererseits. Diese Hektik, diese Nervosität spiegelt sich in ständig sich wandelnden, oft expressiven Stilen, die, von aussen besehen, schwer in Einklang zu bringen sind.

Ähnliches lässt sich in den Werken vieler anderer Frauen feststellen (wobei auch die stärkere Emotionalität eine Rolle spielt). Im Fall von Marie-Hélène Clément zeigen die Selbstbildnisse, die Bilder, in welchen die äusseren Begrenzungen wegfallen, indem es nur um sie selbst geht, dass hier grundsätzlich eine hervorragende Malerin am Werk ist.

Fatalerweise trägt die Ausstellungsinszenierung diesem Schicksal – als solches darf man es bezeichnen – in keiner Weise Rechnung, sondern überträgt das Disparate ins Ausstellungsgesicht und zerstört die Kraft des Werkes dadurch erneut. Konzentriert man sich nämlich auf Einzelwerke, zum Beispiel

nächst leserlich: Zwei Mädchen auf einem Balkon, Figuren in einer Landschaft, ein Wanderer, der in ein tuchartiges Zelt tritt usw. Doch alles Sichtbare wirkt entrückt, vielleicht am ehesten vergleichbar mit einem Traumbild, das der Maler mit Akribie und Konzentration möglichst exakt ins Diesseits, ins Materielle zu übertragen versucht. Dass da, unterstützt von der Bedeutung welche die gelbgoldene Farbe hat, der Gedanke an Alchemie, auch der Gedanke an Visionen (nicht nur idyllische!) auftaucht, liegt auf der Hand.

Warum im Stadthaus?

Die Ausstellung hat die Qualität einer kleineren Museumspräsentation. Warum der Kunstverein sie im Stadthaus veranstaltet und nicht in Zusammenarbeit mit dem Museum, bleibt trotz der Erklärung Peter Killers, man müsse auch im Stadthaus gute Ausstellungen realisieren, fragwürdig, um so mehr, als die räumlichen und lichtmässigen Bedingungen hier und dort nicht vergleichbar sind. Es kommt hinzu, dass es nachgerade bizarr wirkt, dass die Ausstellungen im Stadthaus wochentags von 14 bis 17 Uhr geöffnet sind, während des Museum nebenan geschlossen ist, so dass nur Freitag gegen Abend, Samstag und Sonntag die Sammlungspräsentation im Museum und die Ausstellung im Stadthaus miteinander besucht werden können (bis 29. April).